

SPRACHEN

SPRACHEN

SPRACHEN

SPRACHEN

SPRACHEN

sprachen

SPRACHEN

Eine verbale Reise durch Europa

GASTON DORREN

INHALT

VORWORT	11
---------	----

I	SPRACHEN UND IHRE FAMILIEN	15
----------	-----------------------------------	-----------

1	Litauisch	16
2	Finno-ugrische Sprachen	22
3	Rätoromanisch	27
4	Französisch	32
5	Slawische Sprachen	38
6	Rumänisch	40
7	Ossetisch	46

II	SPRACHEN UND IHRE GESCHICHTE	49
-----------	-------------------------------------	-----------

8	Deutsch	50
9	Galicisch	55
10	Dänisch	59
11	Normannisch der Kanalinseln	63
12	Jüdische Sprachen	68
13	Isländisch	73
14	Niederdeutsch	79

III	SPRACHEN UND POLITIK	89
15	Norwegisch	90
16	Weißrussisch	94
17	Luxemburgisch	98
18	Westfriesisch	101
19	Schwedisch	106
20	Katalanisch	112
21	Serbokroatisch	117
22	Schweizerdeutsch	121
IV	SCHRIFT UND AUSSPRACHE	127
23	Tschechisch	128
24	Polnisch	132
25	Schottisch-Gälisch	138
26	Sprachen in kyrillischer Schrift	144
27	Estnisch	150
28	Spanisch	156
29	Slowenisch	161
30	Keltische Sprachen	168
31	Aserbaidshanisch	170
32	Limburgisch	173
V	SPRACHEN UND IHR WORTSCHATZ	179
33	Griechisch	180
34	Portugiesisch	186
35	Sorbisch	190
36	Lettisch	194
37	Italienisch	198

38	Samisch	202
39	Bretonisch	208
40	Jiddisch	212
VI	SPRACHEN UND IHRE GRAMMATIK	217
41	Niederländisch	218
42	Romanes	223
43	Bulgarisch	229
44	Walisisch	234
45	Baskisch	240
46	Ukrainisch	246
47	Russisch	250
VII	SPRACHEN AM (UND IM) ABGRUND	255
48	Monegassisch	256
49	Irish	259
50	Gagausisch	266
51	Dalmatisch	268
52	Kornisch	271
53	Manx	275
54	Nord- und Saterfriesisch	280
VIII	LINGUISTEN UND IHRE EINFLÜSSE	291
55	Slowakisch	292
56	Albanisch	296
57	Germanische Sprachen	301
58	Esperanto	305

59	Mazedonisch	310
60	Türkisch	313
IX	LINGUISTISCHE PORTRÄTSTUDIEN	321
61	Finnisch	322
62	Färöisch	326
63	Gebärdensprachen	329
64	Armenisch	337
65	Ungarisch	341
66	Maltesisch	346
67	Englisch	349
	DANK	353
	ZUM WEITERLESEN	358
	REGISTER	360

VORWORT

»Die Sprache Europas ist die Übersetzung«, hat der italienische Schriftsteller Umberto Eco bemerkt – oder eigentlich waren seine Worte: »La lingua dell'Europa è la traduzione«. Und so ist es. Die Mehrsprachigkeit der Europäer mag zu wünschen übrig lassen, übersetzt und gedolmetscht wird hier dafür wie nirgendwo sonst. Nicht nur in Brüssel und anderen EU-Sitzen, sondern auf dem ganzen Kontinent.

Das Buch, das Sie gerade in den Händen halten, könnte den Eindruck erwecken, Europa sei ein einziges Stimmengewirr, umfasst es doch ein Sammelsurium an Geschichten über dutzende von Sprachen. Aber tatsächlich widerspricht es Umberto Ecos Bemerkung nicht, sondern illustriert sie vielmehr. *Sprachen: Eine verbale Reise durch Europa* ist selbst dabei, ganz Europa zu bereisen.

Erstmals veröffentlicht wurde es 2012 auf Niederländisch, unter dem Titel *Taaltoerisme* – »Sprachtourismus«, alliterierend durch die beiden *t*. Warum in dieser Sprache? Weil sie meine Muttersprache ist – oder genauer gesagt meine erste Schriftsprache (siehe Kapitel 32).

Dann erfolgte der erste Übersetzungsschritt: Die Linguistin Alison Edwards übertrug es, in enger Zusammenarbeit mit mir, ins Englische. 2014 kam die überarbeitete Version als *Lingo* heraus (und wurde ein britischer Weihnachtshit – hurra!). 2016 erschien das Buch auf Schwedisch und Russisch. 2017: auf Deutsch, Norwegisch und Spanisch. Da haben wir's: Die Sprache Europas ist die Übersetzung.

Allerdings ist diese deutsche Fassung ein bisschen anders.

Mit ihr habe ich mich weit intensiver befasst als mit den meisten anderen, aus einem sentimental und einem praktischen Grund: Die deutsche Sprache ist mir lieb (nein, das sage ich nicht zu jeder), und sie ist dem Niederländischen so viel ähnlicher als dem Englischen, dass es stellenweise sinnvoller war, dem ursprünglichen *Taaltoerisme* zu folgen als *Lingo*. Außerdem ist dieses Buch hier in mancherlei Hinsicht die bisher reichhaltigste Ausgabe. Es umfasst Kapitel, die es in der englischen Übersetzung, aber nicht im niederländischen Original gibt, z. B. über Manx und Dalmatisch; Kapitel, die es im Original, aber in keiner anderen Übersetzung gibt, z. B. über Aserbajdschanisch und Limburgisch; und dazu noch drei nagelneue Kapitel, über Schweizerdeutsch, Niederdeutsch und die friesischen Sprachen in Deutschland. Sollte ein Student oder eine Studentin einer Übersetzer- ausbildung daran interessiert sein, die genauen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen dem deutschen, englischen und niederländischen Text zu untersuchen, dann ist er oder sie hiermit herzlich eingeladen, dies zu tun.

Apropos ›er oder sie‹: Der Autor und die Übersetzerin sind sich dessen bewusst, dass die menschliche Gattung zwei Geschlechter umfasst. Sie halten es aber nicht für erforderlich, dass jeder ›Lehrer‹ von einer ›Lehrerin‹ begleitet wird. Eine ›Person‹ kann auch ein Mann sein, trotz des weiblichen Wortgeschlechts. Und genauso kann ein ›Mensch‹ eine Frau sein, trotz des männlichen. Wir werden den Leser, einschließlich der Leserin, gelegentlich daran erinnern, dass die Menschheit nicht bloß aus Mannsbildern besteht. Aber eben nicht ständig – wir denken, Sie haben dafür Verständnis. Und natürlich sind mit Fahrrädern auch Velos gemeint, und mit Aprikosen wollen wir die Marillen nicht ausschließen. Alle werden hier mit eingebunden.

Sprachen ist weit davon entfernt, eine Enzyklopädie zu

sein. Es tut, was der Untertitel verspricht: Es nimmt Sie mit auf eine Reise. In mehr als sechzig Ländern und Landschaften werden Sie eine Geschichte über die Sprache vor Ort erzählt bekommen, die mir bemerkenswert erschien. Meistens von mir natürlich, in einigen Fällen auch von anderen: Die Kapitel über Finnisch, Kornisch, Maltesisch und Russisch sowie das über die Gruppe der keltischen Sprachen wurden von der Linguistin Jenny Audring geschrieben, das übers Manx von der Übersetzerin Frauke Watson.

Wenn Sie ein bisschen so sind wie ich, erhoffen Sie sich von einer Urlaubsfahrt zwei Dinge: sich zu entspannen und von neuen, schönen, interessanten Eindrücken überrascht zu werden. Dieses Buch ist als so ein Urlaub gedacht. Ich wünsche Ihnen eine schöne Reise!

Amersfoort, im März 2017

Auf www.languagewriter.com (Englisch) und www.taaljournalist.nl (Niederländisch) können Sie mehr von und über Gaston Dorren lesen und ihn gerne persönlich kontaktieren – auch auf Deutsch.

Diese beiden Symbole finden sich im Anschluss an die meisten Kapitel. Sie zeigen, vor allem zum Zweck der Unterhaltung, Lehnwörter und mögliche Lehnwörter an.

➤ weist auf Wörter hin, die das Deutsche aus der betreffenden Sprache entlehnt hat, während

¶ Wörter vorstellt, die es im Deutschen nicht gibt, aber vielleicht geben sollte.

WIE UNS DIE SCHNÄBEL GEWACHSEN SIND

Sprachen und ihre Familien

Die beiden großen Sprachfamilien Europas sind Indoeuropäisch und Finno-ugrisch. Die Abstammung des Finno-ugrischen ist recht überschaubar, ebenso wie seine modernen Varianten (Finnisch und Ungarisch). Der Stammbaum des Indoeuropäischen ist jedoch ein Kuddelmuddel, das sich durch germanische, romanische, slawische und weitere Folgesprachen zieht. In mancherlei Hinsicht kann man seine Geschichte mit einer Familiensaga vergleichen, komplett mit konservativen Patriarchen (Litauisch), zankenden Kindern (Rätoromanisch), Geschwistern, die als Doppelgänger durchgehen könnten (slawische Sprachen), vergessenen Vettern (Ossetisch), Waisen (Rumänisch und andere Balkansprachen) und Kindern, die es schwer haben, sich abzunabeln (Französisch).

KAPITEL 1

Ein bisschen PIE schadet nie

Litauisch

Es war einmal in einem weit entfernten Land (niemand weiß genau wo), vor tausenden von Jahren (niemand weiß genau wann), als die Tiere gerade nicht mehr sprechen konnten und die Menschen es dafür noch nicht allzu lange taten, da gab es eine Sprache, die heute keiner mehr spricht. Ihr Name ist längst vergessen, wenn sie überhaupt je einen hatte. Kinder lernten diese Sprache von ihren Eltern, wie Kinder dies tun, und brachten sie wiederum ihren Kindern bei und so weiter und so fort, von Generation zu Generation. Im Lauf der Jahrhunderte entfernte man sich immer weiter von dieser alten Sprache. Es war ein bisschen wie bei ›Stille Post‹: Der letzte Spieler hört etwas ganz anderes als das, was der erste anfangs gesagt hat. Wir, die Menschen aus der heutigen Zeit, sind diese letzten Spieler.

Das gilt natürlich nicht nur für uns Deutsch Sprechende, sondern ebenso für unsere niederländischen Nachbarn – deren Sprache im Prinzip fast die gleiche ist. Auch Englisch

unterscheidet sich nicht groß, genau wie Spanisch, Polnisch oder Griechisch. Denn wer genau hinsieht, erkennt, dass sogar sie Ähnlichkeiten mit dem Deutschen haben. Noch weiter entfernt gibt es Sprachen, wie Armenisch, Kurdisch oder Nepalesisch, bei denen zwar sehr genau hingesehen werden muss, um verwandte Züge zu erkennen, aber sie sind vorhanden. Jede einzelne von ihnen ist aus einer Sprache hervorgegangen, die vor ungefähr sechzig Jahrhunderten von einem Volk gesprochen wurde, dessen Namen wir nicht kennen. Und weil niemand weiß, wie diese Sprache hieß, hat man sich eine Bezeichnung für sie ausgedacht. Im Deutschen wird sie meist *Indogermanisch* genannt, wir halten uns hier jedoch an die international übliche Bezeichnung *Indoeuropäisch* oder auch *Protoindoeuropäisch*, kurz PIE.

Beide Begriffe sind eigentlich nicht ganz zutreffend. Das Wort *proto* (›erst‹) erweckt den Eindruck, dass es vor dieser Sprache keine andere gegeben hat, was nicht stimmt. Außerdem weist ›Indoeuropäisch‹ auf ein Sprachgebiet von Indien bis Europa hin, ›Indogermanisch‹ auf einen Teil davon. Tatsächlich aber spricht nahezu jeder in Nord- und Südamerika eine Sprache, die von PIE abstammt, während in Indien über 200 Millionen Menschen Sprachen sprechen, die historisch keinerlei Verbindung zu PIE haben. Zutreffend ist, dass über 95 Prozent der heutigen Europäer eine indoeuropäische Sprache sprechen – also eine Sprache, die von PIE abstammt.

PIE und seine Sprecher sind im Nebel der Jahrhunderte verblasst. Sprachwissenschaftler bemühen sich jedoch, diesen Nebel ein wenig aufzuklären, indem sie rekonstruieren, wie PIE geklungen haben könnte. Dies tun sie vor allem anhand alter Dokumente der Nachfahren PIEs, wie Latein, Griechisch und Sanskrit, aber auch anhand modernerer Sprachen: von altirischen Ogham-Inschriften (4. Jahrhundert) über das



Eine Karte europäischer Sprachen (1741) mit den ersten Zeilen des Vaterunsers auf Litauisch.

Hildebrandslied (9. Jahrhundert) bis hin zu den ältesten geschriebenen Überresten des Albanischen (15. Jahrhundert) und sogar litauischen Dialekten.

Um etwa das alte PIE-Wort für ›Zunge‹ zu rekonstruieren, nehmen die Linguisten sich zunächst alle Übersetzungen dieses Begriffs in den genannten Folgesprachen vor, wie zum Beispiel *lezu*, *liežuvis*, *tengae*, *tunga*, *dingua*, *gjuhë*, *käntu*, *językū* und *jihva* (›Zunge‹ auf Armenisch, Litauisch, Altirisch, Schwedisch, Altlatein, Tocharisch A, Altslawisch und Sanskrit). Auf den ersten Blick haben sie wenig miteinander gemein. Aber wenn man Reihen wie diese systematisch betrachtet, tauchen allerlei Muster auf. Nach und nach kristallisiert sich heraus, dass die eine Sprache PIE konsequent auf eine bestimmte Weise weiterentwickelt hat (›deformiert‹, wenn man

so will) und die andere wiederum ganz anders damit umgegangen ist. Wenn man diese Prozesse so weiterverfolgt, kann man sich bis zum ursprünglichen Wort zurückarbeiten.

Durch diese Detektivarbeit konnten viele Informationen gewonnen werden, aber leider sind die Ergebnisse für Nichtlinguisten wenig erhellend. Um beim Beispiel ›Zunge‹ zu bleiben: Das PIE-Wort dafür war allem Anschein nach **dn̥ǵʰwéh₂s*. Das Sternchen (*) wird nicht ausgesprochen, sondern zeigt an, dass das Wort auf der Grundlage nachfolgender Sprachen rekonstruiert worden ist. Die anderen Zeichen stehen jeweils für einen Laut – aber welche Laute dies genau sind, können nur Spezialisten sagen (und sogar ihnen bleiben einige davon ein Rätsel). Kurzum, das Ergebnis ist ziemlich abstrakt und nicht leicht nachvollziehbar.

Gibt es eine Möglichkeit, die Kluft zwischen der Sprache unserer Urahren und unserer eigenen zu überbrücken? Können wir PIE nicht etwas zugänglicher und seine Sprecher menschlicher machen? Könnten wir die Sprache und das Volk wieder zum Leben erwecken? – Die Antwort lautet: Ja, bis zu einem gewissen Grad. Und Vilnius, die Hauptstadt Litauens, ist ein guter Ort dafür.

In Vilnius wurde Marija Gimbutas geboren (1921–1994), eine Sprachwissenschaftlerin, die in den fünfziger Jahren die sogenannte Kurgan-Hypothese entwickelte, nach der die Sprecher von PIE in den weiten Steppen nördlich des Schwarzen und des Kaspischen Meers angesiedelt waren (dort, wo sich heute die Ukraine und das südliche Russland befinden), und zwar um 3700 v. Chr. ›Kurgan‹ ist Türkisch für Hügelgrab und verweist auf die vielen alten Grabhügel, die in der gesamten Region gefunden wurden. Gimbutas vermutete, dass die Kultur, die einige der Gräber hervorgebracht hat – eine so weit entwickelte Kultur, dass man Pferde zähmte und sogar in Streitwagen fuhr –, die Quelle des PIE

war. Obwohl diese Theorie nicht unumstritten ist, wird sie weitgehend anerkannt.

Wenn Sie PIE persönlich näher kennenlernen möchten, ist Vilnius ein gutes Ziel, denn von allen lebenden Sprachen der Welt ist Litauisch PIE am ähnlichsten. Heutige Litauer könnten sich zwar nicht mit den alten Indoeuropäern verständigen, aber sie könnten sich deren Sprache weitaus schneller aneignen als Griechen oder Nepalesen, ganz zu schweigen von Deutschen. Die Übereinstimmungen sind zahlreich. ›Sohn‹ beispielsweise heißt auf Litauisch *sūnus* und auf PIE **suh₂nus*. *Esmi* heißt auf PIE ›ich bin‹, und das gleiche Wort kommt in einigen litauischen Dialekten vor (in der Standardsprache von Vilnius ist es ›esu‹). Das Litauische hat viele Laute aus PIE beibehalten, während diese sich in den anderen Sprachen abgewandelt haben, im Deutschen zum Beispiel während der Ersten und der Zweiten Lautverschiebung. Nehmen wir das Wort für die Zahl 4. Sowohl das deutsche *vier* als auch das litauische *keturi* stammen von **kwetwores* ab. Nur ein Experte kann die Verwandtschaft zwischen **kwetwores* und dem deutschen *vier* erkennen, wohingegen die Ähnlichkeit mit dem litauischen *keturi* auch für Nichtlinguisten offensichtlich ist.

Vielleicht sogar noch auffälliger sind die grammatikalischen Gemeinsamkeiten. PIE hatte acht Fälle, Litauisch hat immerhin noch sieben. In anderen Sprachen wie Polnisch gibt es ebenfalls sieben Fälle, aber nur im Litauischen sind sie ähnlich wie im PIE. Und wie im PIE haben einige litauische Dialekte nicht nur die regulären Singular- und Pluralformen, sondern auch einen eigenen ›Dual‹, der eine Zweizahl von Objekten bezeichnet. Das ist in den heutigen indoeuropäischen Sprachen selten, wobei Slowenisch eine wichtige und stolze Ausnahme bildet. Auch im Bairischen und Jiddischen ist der Dual noch ansatzweise vorhanden.

Verbkonjugationen, Satzbau, Akzentsysteme, Suffixe – viele Elemente des Litauischen bezeugen dessen Abstammung von PIE. Sie alle haben zweihundert Generationen überlebt, und das mit ziemlich wenigen Änderungen. Damit sind die Litauer unbestritten europäische Stille-Post-Meister.

➤ Während PIE in den Wurzeln des Deutschen steckt, hat Litauisch ihm doch so gut wie keine Wörter vererbt. Das Wort *Elen*, eine veraltete Bezeichnung für ›Elch‹, könnte aus dem Litauischen stammen.

¶ *Rudenėja* – das litauische Wort für den Herbstbeginn in der Natur.

Die getrennten Geschwister

Finno-ugrische Sprachen

Welche Sprache sprechen finnische Touristen in Ungarn? – ›Englisch‹, werden Sie spontan sagen, und wahrscheinlich haben Sie recht. Finnisch und Ungarisch sind miteinander verwandt (sie gehören zur finno-ugrischen Sprachfamilie, die auch mit dem Namen Uralisch bezeichnet wird), aber sie unterscheiden sich zu sehr, als dass Finnen darauf hoffen könnten, sich in Budapest zu verständigen, wenn sie sich an ihre Muttersprache halten wollen. Dieser linguistische Abstand hat keine geographischen, sondern geschichtliche Gründe. Weit voneinander entfernt zu leben stellt kein Problem dar, wie die Australier und die Engländer beweisen. Eine sehr lange Zeit getrennt voneinander zu verbringen ist jedoch eine andere Sache.

Die Trennung zwischen den Finnen und den Ungarn liegt tatsächlich lange zurück: Die Wege ihrer sprachlichen Vorfahren gingen vor über 4.000 Jahren auseinander. Damals standen die Entwicklungen noch bevor, durch die sich das

Deutsche später vom Russischen, Griechischen und Hindi abheben sollte.

Und dennoch werden Sie, wenn Sie ganz genau hinsehen, viele Gemeinsamkeiten zwischen Finnisch und Ungarisch entdecken. Eine davon ist, dass sie einige hundert sogenannte Kognaten (›mitgeborene‹ oder verwandte Wörter) mit demselben Ursprung haben. Ein berühmter Satz, der dies veranschaulicht, ist: »Der lebende Fisch schwimmt unter Wasser.« Die finnische Übersetzung lautet: *Elävä kala ui veden alla*; auf Ungarisch heißt es: *Eleven hal úszkál a víz alatt*. Die Verwandtschaft liegt bei manchen anderen Wortpaaren deutlich weniger auf der Hand. Forscher der Historischen Sprachwissenschaft sind sich beispielsweise sicher, dass *viisi* und *öt* (›fünf‹) Kognatenpaare sind, wie auch *juoda* und *iszik* (›trinken‹), *vuode* und *ágy* (›Bett‹) oder *sula* und *olvad* (›schmelzen‹). Aber für uns Normalsterbliche ist dies nicht so eindeutig – selbst für einen Finnen oder Ungarn nicht.

Wie also können Sprachwissenschaftler sicher sein, dass hier eine Verbindung besteht? – Nun, es gibt etwa zwanzig andere Sprachen, die gemeinsam eine Brücke über dem Abgrund zwischen Ungarisch und Finnisch bilden. Die meisten von ihnen sind klein und werden im Nordwesten Russlands gesprochen. Das Wort für ›fünf‹ findet sich zum Beispiel in *viit* (Estnisch), *vit* (Komi), *wet* (Khanty) und *ät* (Mansisch) wieder, eine Reihe, die sich sauber zwischen *viisi* (Finnisch) und *öt* (Ungarisch) einfügen lässt.

Das Vokabular ist natürlich nur einer der vielen sprachlichen Aspekte. Betrachten wir die Phonologie (den Klang der Sprachen) und die Grammatik, ist die nahe Verwandtschaft zwischen Ungarisch und Finnisch noch leichter zu erkennen. Klanglich sind beide Sprachen reich an Vokalen, was an sich schon außergewöhnlich ist. Noch auffälliger ist, dass es unter diesen Vokalen zwei gibt, die in den meisten



Die finno-ugrische Welt – ein etwas einsamer und abgelegener Ort, wenn Sie sich zu weit weg von Finnland und Estland verlaufen.

anderen Sprachen nicht vorkommen. Sie entsprechen dem deutschen *ö* und *ü* oder dem französischen *eu* und *u*. Außerdem unterteilen beide Sprachen ihre Vokale in zwei Gruppen, wobei alle Vokale eines Wortes jeweils derselben Gruppe angehören müssen. Zudem werden alle Wörter auf der ersten Silbe betont.

Finnisch und Ungarisch teilen sich ferner mindestens sechs grammatikalische Merkmale, die in Europa selten sind. Beide ignorieren das Geschlecht in dem Sinne, dass sie nur ein einziges Wort für »er« und »sie« haben (*hän* auf Finnisch, *ő* auf Ungarisch). Beide haben mehr als zwölf Fälle. Beide haben Postpositionen statt Präpositionen, also nach-

gestellte Verhältniswörter statt vorgestellter. Beide haben eine Vorliebe für Suffixe – ein Wort wie ›schicksalhaftigkeitslosester‹, das hauptsächlich aus Suffixen besteht, würde kaum ein müdes Stirnrunzeln hervorrufen. Besitz wird nicht mit einem Verb ausgedrückt, sondern mit einem Suffix; statt ›ich habe es‹ wird sinngemäß ›es ist auf mir‹ gesagt. Und schließlich: Auf Zahlwörter folgt immer ein Singular (›sechs Hund‹ statt ›sechs Hunde‹). Warum sollte man sich auch die Mühe machen, alle Folgewörter anzupassen, wenn die Zahl bereits klar ist?

All diese Ähnlichkeiten sollten doch genügen, um Sie davon zu überzeugen, dass Finnisch und Ungarisch Geschwister sind, oder nicht? Aber es gibt noch eine überraschende Wendung. Beinahe alle phonologischen und grammatikalischen Ähnlichkeiten teilen diese beiden Sprachen auch mit dem Türkischen. Man könnte also meinen, dass es sich hier um ein weiteres Familienmitglied handelt. Genau das glaubten Sprachwissenschaftler lange Zeit, einige tun es selbst heute noch. Die meisten jedoch halten es trotz der Übereinstimmungen für nicht ausreichend belegt. Sie betrachten das Türkische lieber getrennt von den beiden anderen Sprachen und begründen die Gemeinsamkeiten teils mit Zufall, teils mit gegenseitiger Beeinflussung. (Die Ungarn und Türkisch sprechende Nationen haben geschichtliche Verbindungen, die ziemlich weit zurückgehen.)

Und doch wäre es möglich. Es lässt sich nur nicht mit Sicherheit sagen. Gäbe es doch nur Sprachen, egal wie klein oder wie sehr sie vom Aussterben bedroht wären, die die Lücke zwischen Türkisch und Ungarisch schließen könnten. Vielleicht hat es sie gegeben, vielleicht nicht, oder vielleicht sind sie auch einfach nur verschwunden. Wir werden es wohl nie genau wissen.

-
-
- ¶ Siehe für finno-ugrische Lehnwörter und potentielle Lehnwörter die eigenen Kapitel für Estnisch, Finnisch, Ungarisch und Samisch.
-
-

Der zerbrochene Krug und seine Scherben

Rätoromanisch

Rätoromanisch, das war doch diese jahrhundertealte kleine Sprache, die in der Schweiz gesprochen wird? Die vierte Landessprache neben Französisch, Italienisch und Schwyzerdütsch? – Ja, lautet die kurze, langweilige und auch nicht ganz korrekte Antwort. Um ausführlicher zu werden, müssen wir auf Zeitreise gehen, so etwa zwanzig Jahrhunderte zurück (*wusch ... Flashback*).

Rom ist auf dem Höhepunkt seiner Macht (*Archivbilder in Schwarzweiß: marschierende Legionäre, deklamierende Senatoren*). Das Römische Reich erstreckt sich wie ein riesiger Krug um das Mittelmeer herum, mit der Straße von Gibraltar als Öffnung. Aber wie so vieles hat auch Keramik kein ewiges Leben: Im 5. Jahrhundert zerbricht das Reich. Der Osten mit seiner überwiegend griechischen Kultur bleibt als eine große Scherbe intakt und wird in seiner Einheit, obwohl der Zahn der Zeit auch hier nagt und bröckelt, noch viele Jahrhunderte erhalten bleiben. Die westliche Hälfte jedoch

zerbricht gänzlich und endgültig. Dadurch zerspringt auch die lateinische Sprache in Scherben. Die verschiedenen Regionen haben untereinander immer weniger Kontakt, und so wächst ihr unterschiedlicher Sprachgebrauch weiter auseinander. Allerlei Stämme, jeder mit einer eigenen Sprache, lassen sich im Gebiet des ehemaligen Römischen Reichs nieder. Manche von ihnen übernehmen das örtliche Latein und versehen es mit einer persönlichen Note.

Diese Scherben des Lateinischen haben sich schließlich zu den großen fünf romanischen Sprachen entwickelt – zumindest endet so die Geschichte in den meisten Erzählungen. Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch und, als östlicher Außenseiter, Rumänisch. Aber ganz so stimmt das nicht, denn das Lateinische ist nicht in fünf, sondern in viele dutzende Sprachen auseinandergefallen und in so viele Dialekte, wie Wassertropfen in einen Krug passen. Wer um 1200 durch die römische Welt reiste, begegnete in zwei verschiedenen Städten niemals derselben Sprache. Jedes Kuhdorf hatte sein eigenes Latein.

Erst in den darauffolgenden Jahrhunderten entstand, was wir heute die romanischen Sprachen nennen. Könige wie Dionysius von Portugal, literarische Größen wie Dante Alighieri und Institutionen wie die *Académie française* halfen dabei, die Scherben der lokalen Dialekte zu Sprachen aneinanderzuleben, die in großflächigen Gebieten gesprochen und zunächst vor allem geschrieben wurden. Die besagten ›Big Five‹ waren dabei am erfolgreichsten: Sie wurden die offiziellen Sprachen ganzer Nationalstaaten, im Fall des Spanischen, Portugiesischen und Französischen sogar von neuen Imperien.

Es gab jedoch weitere romanische Dialektgruppen, die sich zu einer eigenständigen Sprache hocharbeiteten. In Spanien haben heute zwei romanische Minderheitssprachen

einen offiziell anerkannten Status: an der Ostküste Katalanisch, im Nordwesten Galicisch. Etwas östlich von der galicischen Ecke bilden Asturisch, Leonesisch und (in Portugal) das kleine Mirandesisch eine Gruppe eng miteinander verwandter Sprachen, die ausschließlich in der eigenen Region eine Rolle spielen. In Frankreich gibt es neben dem Französischen mit all seinen Dialekten auch die Sprachen Okzitanisch, Korsisch und Arpitanisch – egal, was Paris mit seiner Sprachpolitik dazu meint. Auch in Italien, wo jede Mundart der ganze Stolz ihres Heimatgebietes ist, können manche Dialekte für sich beanspruchen, eine eigenständige Sprache zu sein. Das Sardinische oder Sardische zeigt hierfür die besten Qualifikationen, aber auch das Venetische und mindestens zehn weitere Sprachen haben gute Argumente. Es gibt drei aus dem Rumänischen entstandene Varianten, die ihrerseits womöglich den Unabhängigkeitsstatus verdienen: Arumänisch (das in vielen südlichen Balkanländern gesprochen wird), Meglenorumänisch (Griechenland, Mazedonien) und Istrorumänisch, von der kroatischen Halbinsel Istrien, wo es leider so gut wie ausgestorben ist. Außerdem wird auf Istrien noch Istriotisch gesprochen, eine romanische Sprache mit unklaren Familienverhältnissen. Nur ein paar hundert ältere Menschen beherrschen sie noch; wahrscheinlich wird sie also verschwunden sein, bevor die Experten ihre verwandtschaftlichen Zusammenhänge geklärt haben. Es hat noch mehr romanische Sprachen gegeben, die allesamt tot sind. Dalmatisch war Ende des 19. Jahrhunderts der jüngste Sterbefall in der Familie.

Was hat es also nun mit Rätoromanisch auf sich? – Die Schweizer Verfassung erkennt es als eine eigene Sprache an. Etwa 35.000 Einwohner des Kantons Graubünden sprechen es. Nur gibt es den einen oder anderen Haken.

Erster Haken: In Graubünden spricht jedes Tal ein anderes

Rätoromanisch. Selbst ein einfaches Wort wie ›ich‹ variiert von *eu* (wie im Portugiesischen) bis hin zu *ja* (Russisch!). ›Wie schön‹ heißt im einen Dialekt *che bel*, im anderen *tgei bi*. Die 35.000 Rätoromanen verstehen einander folglich nicht ohne weiteres, selbst wenn sie nur wenige Kilometer voneinander entfernt aufgewachsen sind. Wären all diese Dialekte nicht jahrhundertlang so isoliert gewesen, dann hätten sie sich einfach einer größeren Sprache angeschlossen. Hätten sie eine eigene Stadt gehabt, ein kulturelles Zentrum, dann hätten sie sich zumindest zu einer kleinen Sprache zusammentun können. So aber sind sie bis heute geblieben, was sie all die Zeit auch schon waren: Scherben des zerbrochenen Krugs, der einmal Latein geheißen hat.

Zweiter Haken: Welchen Dialekt erkennen die Schweiz und Graubünden als *das* Rätoromanisch an? – Bis vor etwa einer Generation hieß es: nicht einen, sondern alle. Schulbücher wurden in fünf verschiedenen Fassungen herausgegeben. Erst 1982 wurden diese Scherben, nachdem es mehrere vergebliche Versuche gegeben hatte, mit einigem Erfolg zu einer uniformen Sprache zusammengeleimt, der Standardsprache *Rumantsch Grischun* (Graubündner Romanisch). Aus Gründen der Neutralität beauftragte das verantwortliche Gremium, die *Lia Rumantscha* (Rätoromanische Liga), den deutschsprachigen Linguisten Heinrich Schmid damit. Der Kanton und die eidgenössische Regierung empfangen Schmid's Ergebnis mit offenen Armen. Heute werden Gesetzesbücher, Schulbücher und alles mögliche andere in dieser neuen Einheitssprache veröffentlicht, was natürlich vieles einfacher macht. Dennoch, ob neutral oder nicht, hat es diese Standardsprache nicht geschafft, die Herzen der Menschen zu erobern, die die Dialekte sprechen. Die Mehrheit der Graubündner Gemeinden benutzt nach wie vor den jeweils eigenen Dialekt als vorrangige Sprache.

Dritter Haken: Als Rätoromanisch wird auch eine übergeordnete Gruppe dreier regionaler romanischer Sprachen bezeichnet, von denen zwei in Italien gesprochen werden: Ladinisch und Friaulisch (oder Friulanisch oder Furlanisch). Das Ladinische mit seinen 30.000 Sprechern an der Grenze zum deutschen und italienischen Sprachgebiet ist genau so ein hoffnungsloser Fall wie das Schweizer Rätoromanisch: Jeder kleine Flecken hat einige hundert Sprecher, die nur einander wirklich gut verstehen. Friaulisch hingegen ist eine weitgehend standardisierte Sprache. Es hat über eine halbe Million Sprecher im äußersten Nordosten Italiens, zu denen auch Stadtbewohner gehören, und eine eigene Literatur, die weit mehr umfasst als nur Heimatromane und holprige Verse.

Für manche gibt es sogar noch einen vierten Haken: Das sind die Leute, die »Retro-Romanisch« sagen, mit einem extra *r*. Damit kann nur Latein gemeint sein – der Krug, bevor er zerbrach.

➤ Das einzige rätoromanische Wort, das es ins Deutsche geschafft hat, ist *lavina*, bei uns bekannt als »Lawine«.

¶ Schischuri – das Wirrwarr, das tagtäglich im Kleinen wie im Großen auf der Welt herrscht.

Muttersöhnchen

Französisch

Das moderne Französisch hat eine starke Mutterbindung. Um nicht zu sagen – ach, sprechen wir's aus: eine ungesunde Mutterfixierung. Dabei sollte man meinen, dass so eine über mehr als tausend Jahre gereifte Sprache längst erwachsen geworden ist. Schließlich hat sie mit anderen Sprachen zusammengewohnt, die Welt bereist und Triumphe gefeiert. Aber nein, man sehe und staune: Franze hängt noch immer am Rockzipfel seiner lateinischen Mutter.

Keine andere Sprache leidet in solchem Maße an diesem Komplex. Russisch, Polnisch, Bulgarisch: Auch sie wissen genau über ihre Herkunft Bescheid. Sie sind Kinder der slawischen Mutter – *hy u чмо?* (›Na und?‹) Auch Deutsch, Niederländisch, Englisch: Es lässt sie kalt, wie in ihrem germanischen Elternhaus der Umgangston war. Nur Isländisch hält ebenso zwanghaft an der Vergangenheit fest; aber die Isländer sind wenigstens konsequent, denn sie sprechen mehr oder weniger noch so wie ihre Vorfahren.

Was man von den Franzosen nicht behaupten kann. Ihre Sprache mag ein Kind des Lateinischen sein, aber ein gutes

Gespräch mit Julius Cäsar wäre für sie nicht mehr drin. In den anderen romanischen Sprachen, Italienisch, Spanisch usw., wäre das mit viel gutem Willen vielleicht noch möglich, nicht jedoch auf Französisch. Oje! So eine starke Mutterbindung, und dann noch nicht einmal von Mama Latein verstanden werden.

Es war selbiger Cäsar, der den ersten französischen Samen säte. Im ersten Jahrhundert v. Chr. besetzte er mit seinen Legionen Gallien (wie Frankreich damals hieß). Er kam, sprach und siegte: Als die Römer fünfhundert Jahre später wieder abzogen, sprach die Bevölkerung Latein. Das heißt, das Latein der Soldaten und Kaufleute, das auch noch vom Gallischen beeinflusst wurde, der keltischen Sprache, die die Gallier vorher gesprochen hatten. Die Art von Latein, die einen seriösen Althistoriker (wie Gert, Vater meiner Freundin und Kollegin Jenny, der Verfasserin mehrerer Kapitel dieses Buchs) oder einen seriösen Feldherrn (wie Julius Cäsar) nicht glücklich machen würde. Und doch: ein erkennbares, verständliches Latein. Der Keim des Französischen war gelegt.

So wie das Latein von Gert und Julius innerhalb von fünf Jahrhunderten das Keltische vollständig verdrängt hatte, so musste es in den darauffolgenden fünf Jahrhunderten im nördlichen Gallien gegen Germanisch ankämpfen. Genauer gesagt: gegen die Sprache der Franken, der neuen Herrscher. Bekannte mittelalterliche Könige wie Chlodwig, Pippin der Jüngere und Karl der Große beherrschten zwei Sprachen: Ihre Muttersprache war Fränkisch, also eine germanische Sprache, und im klassischen Latein nahmen sie Unterricht. So tat das jeder, der gesellschaftlich oder intellektuell etwas auf sich hielt. Nur das gemeine Volk sprach weiterhin, was es bisher auch gesprochen hatte: schlechtes Latein. So schlecht, dass diese Volkssprache inzwischen sogar *lingua romana*

rustica und *vulgaris lingua*, rustikales und vulgäres Latein, genannt wurde. Gert und Julius würden erschauern, wenn sie sich anhören müssten, wie die schöne Sprache verhunzt wurde, die Letzterer einst eingeführt hatte. Auch von den ehemals sechs lateinischen Fällen waren nur noch zwei übrig, sächliche Wörter wurden männlich, verschiedene Verzeiten wurden unkenntlich gemacht, und zu den dutzenden keltischen Wörtern, die sich bereits eingeschlichen hatten (*charrue*: ›Pflug‹, *mouton*: ›Schaf‹), gesellten sich nun noch hunderte fränkische Wörter (*auberge*: ›Herberge‹, *blanc*: ›weiß‹, *choisir*: ›wählen‹).

Wenn ein ganzes Volk eine andere Sprache spricht als seine Herrscher, gibt irgendwann eine der beiden Parteien nach. In diesem Fall waren es die Herrscher: Hugo Capet, Frankenkönig im 10. Jahrhundert, war der erste, der neben seinem in der Schule erworbenen Latein nicht Fränkisch sprach, sondern Volkslatein. So fand die bäuerliche Sprache schließlich ihren Weg in die Häuser der Royals. Die *lingua romana rustica* war zur *lingua romana* geworden, oder auch: Romanisch. Wir kennen es heute als Altfranzösisch, aber die Bezeichnung ›Französisch‹ (*franceis*, *françoix*, *français*) kam erst Jahrhunderte später in Mode.

Unser Lateinexperte hat sich bis dahin längst verabschiedet. Ein Französischlehrer aber (wie Charles, mein Vater) beginnt langsam seine geliebte Sprache wiederzuerkennen. Franze ist geboren.

Die Bezeichnung ›Französisch‹ wird allerdings erst zwei Jahrhunderte später Verwendung finden, als die Sprache bereits heftig pubertiert. Brüderchen Fränkisch ist vor die Tür gesetzt worden, und Mutter Latein interessiert Franze nicht – zu diesem Zeitpunkt ist noch keine starke Mutterbindung zu spüren. Jeder in Nordgallien spricht und schreibt *franceis* so, wie es ihm gefällt.

Und dann bricht die Renaissance aus. Ganz Westeuropa gerät im 15. Jahrhundert in den Bann des klassischen Altertums, alle westeuropäischen Sprachen sind von den Römern und ihrer Sprache besessen. Französisch geht dabei weiter als alle anderen. Es will wie seine Mutter sein, so sehr es eben geht. Wörter nichtlateinischen Ursprungs, vor allem germanische, sind verpönt. *Sur* (›sauer‹) wird nach und nach vom römischen *acide* verdrängt. *Beaucoup* überholt das germanische *maint* (›mancher‹, ›viel‹).

Schamlos lässt sich das erwachsene Französisch auf einmal wieder von seiner lateinischen Mutter säugen. Längst vergessene Wörter werden klassischen lateinischen Texten entnommen und bekommen neues Leben eingehaucht. Die Wörter *célèbre*, *génie* und *patriotique* mögen ›typisch französisch‹ scheinen, tatsächlich aber wurden sie erst in diesem späteren Entwicklungsstadium direkt aus dem Lateinischen importiert. Cäsar könnte einen heutigen Pariser vielleicht sogar etwas besser verstehen als einen aus dem 10. Jahrhundert.

Französisch geht so weit, dass es Wörter erneut übernimmt. Das lateinische *fragilis* (›zerbrechlich‹), das übers Volkslateinische zu *frêle* reduziert worden war, wird nun als *fragile* noch einmal wiedergeboren. *Masticare* (›kauen‹, aus dem Griechischen entlehnt), in rustikalen fränkischen Mündern zu *macher* gekäut, darf als *mastiquer* noch einmal Einzug halten.

Wer seiner eigenen Mutter ähneln will, muss nicht nur wie sie klingen, sondern auch aussehen wie sie: ihre Kleider tragen, ihren Lippenstift benutzen, das ganze Programm. Zu diesem Ziel schmückt Französisch sich mit zahlreichen stummen Konsonanten, allesamt Erbstücke der lateinischen Mutter. Tausende Exemplare der Buchstaben *c*, *d*, *f*, *l*, *p*, *r*, *s*, *t*, *x* und *z* finden sich von jetzt an auf Papier wieder, ohne

jemals ausgesprochen zu werden. Ein Beispiel: *Temps* (›Zeit‹, ›Wetter‹) klingt wie ›tā‹ (nasal ausgesprochen, daher die Tilde). *Tant* (›so viel‹) hört sich genauso an. Aber das eine Wort kommt vom lateinischen *tempus*, das andere von *tantus*, daher die zwei Schreibungen. Ein anderes Beispiel: Das Wort *homme* (›Mann‹, ›Mensch‹) fängt mit *h* an, was Franzosen bekanntlich nicht immer mühelos aussprechen können. Der Grund dafür ist, dass das lateinische Wort, von dem es abgeleitet ist, *homo*, ebenfalls mit *h* beginnt.

Ein geringer Teil dieser stummen Konsonanten wird hörbar, wenn ein Vokal folgt. So klingt *prenez* (›nehmen Sie‹) wie ›prneh‹, aber *prenez-en* (›nehmen Sie davon‹) wie ›prnehsā‹. Und im Wörtchen *les* ist das *s* normalerweise stumm, in *les amis* (›die Freunde‹) aber hörbar: ›lesamih‹. Wieder scheint hier das Lateinische durch: *Les* ist die Fortführung der lateinischen Demonstrativpronomina *illos/illas* (›jene‹), und das meist stumme Plural-*s* ist die Fortführung des (ausgesprochenen) Endungs-*s* dieser lateinischen Wörter.

Die Aussprache ändert sich in dem Moment, wo die Franzosen ihre Sonntagssprache auspacken. Dann sind plötzlich viel mehr dieser unterdrückten Konsonanten zu hören. Dann erscheint in *tu as attendu* (du hast gewartet) auf einmal auch das stimmhafte *s* (tüasatädü). Im normalen Alltag würde ihnen das nicht einfallen, aber es klingt einfach so unwiderstehlich vornehm. Wahrscheinlich, weil es so schwierig ist. Der Redner muss nämlich blitzschnell entscheiden, wo er einen Konsonanten einfügen kann und wo nicht. Er muss seine Worte buchstabiert vor sich sehen, bevor er sie ausspricht. Eigentlich zwingt Franze seine Sprecher also dazu, sich das Bild der lateinischen Mutter ständig vor Augen zu führen. Schließlich hat er sich selbst nach ihrem Vorbild modelliert und in ihre Schreibweise gehüllt.

Wenn das mal keine ungesunde Mutterfixierung ist.